

Tante Rosa und das Alpenglühen

Tante Rosa war in der Blüte ihrer Jahre Haushälterin gewesen, mal bei einem Ehepaar in Paris, von dem sie ehrfurchtsvoll immer noch als von Monsieur und Madame sprach, mal bei einem verwitweten Kommerzienrat in Dresden und mal in Berlin im Hause eines Archäologen, der in der Wüste Sinai umgekommen war. Dieser gutherzige Mensch hatte Tante Rosa ein Museum zum Auflösen hinterlassen, das mit sonderbaren Dingen aus dem Orient vollgestopft war, für die sich niemand zu interessieren schien.

Nun, sie löste immerzu irgend etwas auf, schloß Existenzen ab zugunsten von Leuten, die vorher nicht dagewesen waren, machte Türen auf und zu, saß bei Testaments-Eröffnungen in der hinteren Reihe und erfuhr, daß sie nicht groß bedacht worden war. Sie hatte offenbar das Mißgeschick, immer an den falschen Witwer zu geraten. Was sie aus ihrer Dienstzeit bei diesen vortrefflichen Herren gewonnen hatte, waren Genügsamkeit und Geduld.

Sie trug immer ein schwarzes hochgeschlossenes Kleid mit breitem Kragen, den sie mit bunten Schals, Chiffontüchlein, Taschentüchern und notfalls sogar mit Herrenkrawatten schmückte.

Sie schwärmte für Herrenkrawatten. „Ein Faible von mir“, sagte sie, „ihr hättet die Kra-

watten sehen sollen, die Monsieur trug.“ Bei Tisch starrte sie meinem Vater hartnäckig und verliebt auf den Schlips, den er zu irgendeinem Weihnachtsfest geschenkt bekommen hatte und der vor kurzem gewendet worden war. Heimlich bat sie ihn, ihr den Binder für den folgenden Tag zu leihen, weil sie sich für einen Besuch bei Bekannten „schön machen“ wollte.

Eine ihrer liebenswürdigsten Eigenschaften war die Fähigkeit, sich so maßlos zu begeistern, daß wir alle miteinander angesteckt wurden und ebenfalls begeistert waren. Sie konnte beim Anblick eines Bildes, einer Blume oder einer Speise, beim Anhören einer Melodie, eines Vogelrufs oder einer Kinderstimme derart in Verückung geraten, daß sie die Augen schloß und mitteilte, sie würde jetzt sterben.

Nachdem sie gestorben war, schlug sie ihre dunklen Augen auf und versuchte, ihre Eindrücke dadurch zu vervollkommen, daß sie sich etwas anderes Schönes hinzuwünschte, nicht aus Habgier, sondern einfach nur, weil es vollkommen sein sollte. Berühmt war in unserer Familie Tante Rosas Ausruf: „Und jetzt noch ein Alpenglühen!“

Ein Alpenglühen wünschte sie sich, als sie einmal in einem verwilderten Schloßpark einer Nachtigall lauschte. Diese Geschichte hatte sie oft erzählt. Überhaupt galt ihr Alpenglühen als Inbegriff der Seligkeit schlechthin. Sie hatte als junges Mädchen, das sie ja zweifellos gewesen war, ein Liebeserlebnis

mit Alpenglühen gehabt. Seitdem bereitete sich in ihrem Herzen Alpenglühen vor, wenn es etwas Gutes zu schauen, zu hören und mitzuteilen gab.

Die kleine, lebendige, schwarzgekleidete Dame mit dem neckischen Chiffonfähnchen um den Hals strahlte vor Glück.

Dennoch hänselten wir Tante Rosa gern; denn leider erging es auch uns wie den meisten Menschen, die während des Glühens in den Alpen im Wirtshaus hinter der Kalbshaxe sitzen und das Beste draußen versäumen. Wenn Tante Rosa ein Gedicht, eine Sonate, eine Geste besonders lobenswert fand, was sie sofort auf ihre überschwengliche Art kundtat, konnte Vater es nicht unterlassen zu sagen: „Und jetzt noch ein Alpenglühen, was?“

„Ach ja“, seufzte Tante Rosa. Sie sind das Alpenglühen und das Gute im Leben waren derart eins, daß sie den Spott nicht bemerkte. Sie hielt das Aufglühen, und nicht nur das der Berge, für durchaus angebracht. Es war der Höhepunkt, die Bestätigung, die Wirkung des Guten, daß es eben auch noch glühte.

Tante Rosa hat nie erfahren, daß wir sie gerade dieser Einfalt wegen liebten. Tatsächlich fand das Alpenglühen nur ein einziges Mal in ihrem Leben statt, auf der Bank in einem verwilderten Schloßpark, aber es hatte erreicht, ihr den Alltag und seine geringen Köstlichkeiten lebenslang zu veredeln.

Sie kam noch oft, aber eines Tages starb sie an Schwäche, einfach weil sie zu lange gelebt hatte. Der Arzt sagte: „Ohne es zu spüren.“ Als sie beerdigt wurde, in einer windstillen Morgenstunde, die von Amselruf und Heuguruch erfüllt war, haben wir ihr verstohlen zugelächelt: Und jetzt ein Alpenglühen, was?

So einfach war damals alles

Das Haus, in dem ich geboren wurde und aufgewachsen bin, war ein Fachwerkbau. Das Haus wurde außer von meinen Eltern und ihren sechs Kindern von Schwalben, Mäusen und insbesondere von Ameisen bewohnt. Die Ameisen saßen im Holz der Wände, und sie waren auf keine Weise wegzukriegen. Nicht einmal der Kammerjäger war dazu instande. „Ich kenne nur ein einziges Mittel, Ameisen loszuwerden“, sagte er, „und das heißt ‚ab-brennen‘. Verstehen Sie, was ich meine?“

Meine Eltern verstanden, sie waren ja nicht doof, aber sie fürchteten, daß es mit der Feuer-versicherung Schwierigkeiten geben würde, wenn es herauskäme, und nur der Feuerversicherung wegen lebten wir weiter mit den Insekten.

Die Ameisen drangen in alles ein, was freßbar war, am liebsten in Marmelade, die meine Mutter in riesigen Mengen selbst einkochte. Als Kind nahm ich es als selbstverständlich hin, daß in der Stachelbeermarmelade und im Apfelkuchen, von dem wir immer besonders viel besaßen, Ameisen enthalten waren. „Gott hat auch die Ameisen erschaffen“, sagte mein Vater einmal, als es mit dieser Plage am ärgsten war, „er wird schon wissen warum.“

Schwalben, Mäuse, Ameisen und im Winter in Schornsteinnähe unter dem Dach ein Käuzchenpaar hielten unsere Beziehungen zur Natur wach. Die Jahreszeiten in ihrem langsam sich vollziehenden Wechsel von Schnee, Regen, Kälte, Hagel, Sturm, Hitze und Gewitter gaben Anlaß zu Gesprächen, die sich endlos ausdehnen konnten; denn vom Wetter hing die Arbeit ab, von der Arbeit der Lohn, vom Lohn die Nahrung und von der Nahrung das Wohlergehen. Der Ablauf dieser natürlichen Angelegenheiten wurde gelegentlich durch ein Gläs-

Tod einer Wasserjungfer

An einem dieser Nachmittage im Sommer hatten wir eine Sensation in unserer Straße. Ein merkwürdiges Insekt, das die Kinder entdeckt hatten und das sie als „wildes Tier“ ausriefen, brachte ein paar Leute in Bewegung und gab für Tage den Gesprächsstoff ab.

Es handelte sich um eine Libelle, die sich von werweißwoher in die Großstadt mit ihren Befonklötzen und Asphaltbahnen verirrt hatte. Was hat eine Libelle, fragten wir uns, diese sonnenhungrige Wasserjungfer, in der Großstadt zu suchen? Hier findet sie kein Tümpelchen, an dem sie sich wohl fühlen kann.

Aber die Libelle war da, und zwar in unserer Straße, die Heckenstraße heißt, und es gibt hier wirklich noch eine Hecke, die ein verwildertes Grundstück umzäunt.

Die Kinder spielten verrückt, sie hatten noch nie eine Libelle gesehen und sie wußten überhaupt nicht, daß es Libellen gab. Eine alte Dame, die früher Naturkunde-Unterricht erteilt hatte und jetzt im Ruhestand lebte, erklärte den Kindern, daß es eine Libelle sei, und sie erinnerte sich aus ihrer Zeit als Lehrerin an ein Liedchen, das einer Libelle gewidmet war, und sie sang den Kindern mit ihrer piepsigen Altfrauenstimme den Refrain vor: „Froh wie die Libell' am Teich...“

Da stand sie also in ihrer weißen Lehrerinnenbluse und dem Dutt im Nacken und hielt die Knaben davon ab, das wilde Tier zu töten oder was. „Ihr Jungens müßt immer gleich alles kaputt machen“, sagte sie.

Die Libelle klammerte sich an ein Zweiglein in der Hecke und zitterte mit ihren Flügeln und dem wurmartigen langen Leib, und sie wußte offenbar überhaupt nicht, wohin sie geraten war. Vielleicht hatte der Wind sie verweht, oder sie hatte den Teich, an dem sie lebte, nicht wiederfinden können.

Die Leute hielten ihre Autos an und stiegen aus, um die Libelle zu sehen, und es breitete sich ringsum Stille aus, als sei ein Wunder geschehen oder wenigstens doch der Anfang eines Wunders.

Die Leute spürten wohl, daß es jenseits ihrer Kühlautomaten, Farbfernseher und Kraftwagen noch kostbare und zierliche Dinge gab wie zum Beispiel diese Libelle, die den nächsten Morgen kaum erleben würde.

Die Kinder liefen davon, um den Eltern Bescheid zu sagen, daß eine Libelle zu sehen sei, und die Lehrerin hatte gesagt, daß es auf der Welt dreitausendfünfhundert Arten von Libellen gäbe und daß sie dreizehn Zentimeter lang seien.

Ab und zu brennt es in unserer Stadt, ein Haus fliegt in die Luft, Menschen werden verschüttet, Autos krachen aufeinander, Banken werden beraubt, Rauschgift wird beschlagnahmt, Juwelierläden werden aufgebrochen, Rentner sterben einsam in ihren Dachkammern, Neugeborene werden ausgesetzt, Unterschlagungen kommen ans Licht, Verzweifelte geben sich den Tod, Bäume sterben am Gift, Flugzeuge stürzen herab, Eisenbahnen entgleisen, Taxifahrer werden ermordet, Milch schmeckt nach Salpetersäure.

Dies alles steht in der Zeitung, die Leute lesen es oder sie lesen es nicht. Es sind immer dieselben Nachrichten, und sie gehen nur diejenigen an, die es getroffen hat.

Die Lehrerin sagte abends bei Tisch: „Die Leute haben sich sehr für die Libelle interessiert, sie wollten irgend etwas tun, um sie zu retten. Aber dann starb sie wohl, die kleine Wasserjungfer. Niemand konnte etwas tun. Die Kinder wurden traurig, und die Erwachsenen zeigten sich bedrückt, als hätte Gott ihnen eine Lehre erteilt, und das hat er ja auch wohl.“



Im Schatten alter, mächtiger Eichen liegt dieser Bauernhof. Seine Wände sind aus Fachwerk: weißgekalktes Mauerwerk zwischen dicken Holzbalken. Bei Fahrten durch das Münsterland kann man noch an vielen Orten auf ähnlich guterhaltene Fachwerkhäuser treffen. Die Atmosphäre eines solchen Hauses ist von einer ganz besonderen Art. In seiner Erzählung „So einfach war alles“ auf dieser Seite hat Bernhard Schulz einiges davon eingefangen und mit Worten beschrieben: Er hat seine Kindheit in einem solchen Fachwerkhause verbracht.

Die Zeit des weißen Kohls

Sie hieß Frau Lukacs, und sie schrieb ihren Namen mit cs.

Ich habe diese Eigentümlichkeit bis heute im Gedächtnis behalten. Auch daran erinnere ich mich, daß sie vor dem Leib eine zur Rolle gewurzelte blaue Schürze trug, die sie bei der Arbeit wie einen Vorhang herabfallen ließ.

Frau Lukacs war die Frau mit der Kappesschabe. Kappesschaben war so gut ein Beruf wie Scherenschleifen, Korbflechten und Kesselflicken. Von der Kappesschabe mußte sie sich und ihre drei Kinder ernähren.

Wenn der Kohl geerntet war, ging Frau Lukacs mit dem tischlangen Brett von Haus zu Haus. Es gab nur diese eine Kappesschabe im Dorf. Unter ihren Händen verwandelten sich die weißen Kohlköpfe in faserige Mengen, die in den Keller getragen und in Steingutfässer hineingestampft wurden. Sauerkraut nannten sie es, Armeutekraut, Speise für jedermann. Wenn Frau Lukacs kam und in der Küche ihr Brett auf die Kanten zweier Stühle legte und zu schaben anfing, scht, scht, scht, wenn alle Eimer und Wannen und Körbe voll waren von dem geschnitzelten weißen Zeug, dann hing draußen der Nebel in den Apfelbäumen. Wenn Frau Lukacs da war, gab es fettes Essen und frische Waffeln zum Nachmittagskaffee. „Sie ist so arm“, sagte meine Mutter, „sie soll es gut haben, jedenfalls heute.“

Ich saß auf der Ofenbank und sah beim Schaben zu, und eigentlich sollte ich einen lateinischen Text auswendig lernen. Der Text handelte von einem römischen Kaiser, der mit seinen Soldaten in die Schlacht zog, um sich und das Reich vor einer drohenden Gefahr zu retten.

Ich sah nur Frau Lukacs. Der Kaiser ging mich nichts an. Wer war diese Frau? Kommt mit einem Brett unter dem Arm und schabt Kappes und hat eine unsichtbare Narbe am

Hals, und die Narbe rührt von einem Strick her, den sie sich umgelegt hat, weil sie sterben will. Aber da kommt jemand ins Haus, kommt im richtigen Augenblick ins Haus und rettet ein Menschenleben, das Leben von Frau Lukacs.

„Ihr Mann trinkt“, sagten die Leute, „wenn er nach Hause kommt, schlägt er sie. Das ist der Grund.“

Ein Dorfschicksal hinter der Kappesschabe, ein Schicksal unter einem Gebirge von zermessertem weißem Kohl. Kohl, der in Fässern gärt und riecht. Schicksal, das nach Kohl duftet. Duft, der von Armut zeugt. Ach, ich empfand Mitleid mit dieser Frau, die in die Schlacht gezogen war und nichts gerettet hatte.

Hier war nichts zu retten, kein Latein zu machen, kein Ruhm zu künden. Frau Lukacs war nichts für Lehrbücher. Wie alt mochte sie ein? Dreißig, fünfunddreißig, vierzig — ich wußte es nicht. Der Mann, der nicht zur Arbeit ging, der Kappes und die Kappesschabe hatten sie alt gemacht. Und vor den Fenstern waren der Nebel und das Knarren der Äste und das Dorf mit seinen Zungen.

Einmal schaute sie zu mir herüber. Wir waren allein in der Küche. Sie hörte eine Weile mit Schaben auf, als sei ihr plötzlich ein Gedanke gekommen, eine Hoffnung, eine berechenbare Aussicht. Sie sagte kein Wort, und vielleicht betete sie jetzt.

Sie stand da mit ihrer blauen Schürze vor dem Leib und stahl Zeit aus dem Wust an Zeit. Stahl eine Minute, stahl zwei Minuten, stahl drei Minuten. Zeit für sich selbst und für einen Knaben, der auf der Ofenbank saß und Lateinisches auswendig lernen sollte.

Wir lächelten einander zu. Es war die Antwort auf eine Frage, die niemand gestellt hatte.

Die Erzählung „Tante Rosa und das Alpenglühen“ entstammt dem neuen Buch von Bernhard Schulz, einem beliebten Mitarbeiter von „Kirche und Leben“, das in diesen Tagen mit dem Titel „Bei Kerzenlicht erzählt“ im Verlag Eugen Salzer, Heilbronn, erscheint (Preis 4,80 DM). Das Buch enthält Erinnerungen aus der Zeit zwischen den beiden Weltkriegen, „als das Kerzenlicht erlosch und die letzten Postkutschen ausgespannt wurden“. Bernhard Schulz (60), Verfasser auch der anderen Erzählungen auf dieser Seite, veröffentlichte viele Romane und Erzählbände, in denen eigentlich immer etwas von der westfälisch-niederdeutschen Landschaft mitschwingt, in der er zu Hause ist. Er lebt jetzt in Osnabrück.

chen Schnaps und ein bißchen Musik auf der Ziehharmonika gefeiert. So einfach war alles. Am schönsten war das Leben in diesem Hause in den Wochen um Pfingsten. Mir war eine Dachkammer als „eigenes“ Zimmer zugeteilt, und aus dem Fenster dieser Kammer blickte ich auf einen Obstgarten, unter dessen Bäumen um diese Zeit Gras geschnitten wurde. Der Garten gehörte dem alten Hasberg, der eine Kuh im Stall fütterte und der tagsüber in einer Mühle beschäftigt war.

Nach Pfingsten, wenn das Gras hoch unter den Bäumen stand und die Luft süß war vom Duft blühender Jasminbüsche, fing der alte Hasberg um 4 Uhr in der Frühe unter meinem Fenster an, seine Sense zu schärfen. Er zog den Weizstein, der in einem Kuhhorn an seinem Gürtel hing, an die dreißig Mal am Stahl der Sense entlang, schschsch, schschsch, schschsch. Es war ein Laut, den man nicht beschreiben kann und den kein Orchester hervorzubringen vermag, es sei denn, man baue den alten Hasberg mit seiner Sense in eine Oper ein, aber wer macht das schon?

In diesem Geräusch ist heute noch der ganze Sommer meiner Knabenjahre enthalten: der Ruf der Amsel im Birnbaum an der Scheune, das Gurren der Tauben auf dem Dach des Nachbarhauses, das Kikeriki der Hähne dorrauf, dorrauf, das Grunzen der Schweine vor dem Trog, das Gezirp der Grillen unter den Dielenbrettern, das Gefiep der Schwalbenbrut im Dachgiebel, der Pfiff der Lokomotive in der Ferne, das Geläut einer Eisenbahnschranke, der Schrei einer Kuh auf den Weiden draußen, das Knarren eines Leiterwagens. Die Nacht war kaum zu Ende, und schon regte sich das Leben im Dorf. Der alte Hasberg trug das Gras, das er geschnitten hatte und das schwer war vom Tau, in einem Sack nach Hause, ein alter Mann mit krummem Rücken, der von dreizehn Kindern fünf verloren hatte. Er würde die Kuh füttern und melken und die Milch durch ein Sieb in Schalen füllen, und in die Milch würden sie abends schwarzes Brot brechen, er und die Frau und die Kinder, die übriggeblieben waren, und das Brot erhielt er als Lohn für seine Arbeit in der Mühle.

Die Morgensonne, die Junisonne, die Pfingstsonne zauberte goldene Kringle auf die gekalkten Wände meiner Dachkammer, und die windbewegten Zweige eines Hollunderstrauchs warfen Schatten dazwischen. Ich schaute in den Garten hinab. Es kam mir vor, als hätte ich dies alles schon einmal erlebt, es lag im Blut von Generationen von Dörfnern her, und damals war ich noch nicht von jener Angst erfüllt, die mir eingab, daß es bald zu Ende sein würde.